

DER FRIEDERIZIANER

Mitteilungsblatt der Vereinigung ehemaliger Schüler und
der Schulgemeinde des Friedrichs-Gymnasiums zu Herford

Nummer 20

Oktober 1956

Test am „naiven Jahrgang“

Was besagt das Absinken der Schulleistungen unserer Kinder?

Von Karl Kühne

Seit dem Ende des zweiten Weltkrieges will die Klage über ein bedenkliches Absinken der Schulleistungen unserer Kinder — und zwar in allen Schularten — nicht verstummen. Universitäten berichten über groteske Bildungslücken und — was viel schlimmer ist — mangelndes Denk- und Arbeitsvermögen der Abiturienten; Handwerks- und Handelskammern rügen die rapide Zunahme der „Analphabeten“ unter den Schulentlassenen, also der Lehrlinge und Nachwuchskräfte, die nicht richtig lesen und schreiben, gar nicht kopfrechnen und kaum eine primitive Denkkoperation selbständig lösen können.

Die Gründe für diese Mißstände sind mannigfaltig. Die Erweichung der Pädagogik, die aus der Lernschule eine Spielschule machen will und weitgehend schon gemacht hat, die ohne Autorität auskommen will und dauernd in der Angst vor ihrer eigenen Courage lebt, gehört hierher. Die Lehrer sind außerdem überlastet durch zu große Klassen, mangelhafte Schulverhältnisse, verrückte Stundenpläne und bürokratische Arbeitserschwerungen. Lehrer und Schüler sind verstört durch die einander jagenden Reformen und Reförmchen, von denen die meisten nicht einmal zum Besseren tendieren. Die durch die „Reizüberflutung“ (Kino, Fernsehen, Radio usw.) hervorgerufene Dekonzentration von Erwachsenen und Kindern, überhaupt die (von Max Picard eindrucksvoll beschriebene) Diskontinuität des modernen Lebens, wirken jeder systematischen Lehr- und Lernarbeit entgegen.

In diesem Zusammenhang verdienen die von der Münchner Universitäts-Kinder-Poliklinik betriebenen Studien über die Beanspruchung der Schuljugend besonderes Interesse . . .

In Kinderkliniken häufen sich Krankheitserscheinungen, die früher seltener waren. Der Arzt umfaßt sie mit dem Sammelbegriff „kindliche Verhaltensstörungen“. Das sind vor allem: Schlaflosigkeit, auffällige Ermüdbarkeit, Konzentrationsschwäche, Blässe, Angst vor Versagen. Sogar Magengeschwüre wurden schon bei zehn- bis elfjährigen Kindern festgestellt, allein in der Kinder-Poliklinik der Universität München im letzten Jahr vier Fälle.

Wo liegen die Ursachen? Die Eltern sagen: Unsere Kinder werden durch die Schule überlastet, und alle diese Erscheinungen sind die Folgen davon. Ihnen wird entgegengehalten: Viele Kinder, die heute die höhere

Schule besuchen, gehören nicht dorthin. Sie können dem Unterricht nicht folgen und fühlen sich durch das normale Pensum überbelastet.

Wer hat nun recht? Die Eltern, die Schule? Oder wirkt nicht eine dritte Macht auf die Kinder ein und verschiebt die Wahrheit auf einen ganz anderen Punkt? Besteht nicht doch eine echte Überlastung der Schulkinder, die jene klinischen Erscheinungen hervorruft?

Diese Frage stellten sich zwei Ärzte der Kinder-Poliklinik der Münchner Universität, Privatdozent Dr. Theodor Hellbrügge und Dr. med. Dr. phil. Joseph Rutenfranz. Ihre Antworten sind staunenswert, und über die Richtigkeit ihrer Gründe kann jeder sich ein Urteil bilden, der selber Kinder hat. Wir sprachen mit beiden Ärzten im Max-Planck-Institut für Arbeitsphysiologie in Dortmund.

Im März 1955 haben sie einen ganzen Jahrgang höherer Schüler in München untersucht, der gerade ein halbes Jahr die Oberschule besuchte. Sie wählten die Zehn- und Elfjährigen, weil nach Erfahrung der Ärzte dieser Jahrgang der gesundeste ist. „Mit zehn Jahren stirbt man nicht“ — zitiert Dr. Hellbrügge ein Wort seines Lehrers Meinhardt von Faulkner. In diesem Jahr hat der Mensch den natürlichen Höhepunkt seines Lebensgefühls erreicht: er ist unverbraucht, an die Schule gewöhnt, die Pubertät, die ihn bald aus dem Konzept bringen wird, steht erst bevor, und andere Kümernisse sind noch ferner. Dieser „naive Jahrgang“ versprach sichere Werte.

Die beiden Ärzte schickten an 3654 Münchner Eltern Fragebogen; 2678 (73,5 v. H.) antworteten. Vierzehn Tage lang hatten die Eltern über ihre Sextaner Buch geführt: Wie lange sie in der Schule waren, wie weit ihr Schulweg ist, wieviel Zeit sie für Schularbeiten brauchten, wieviel sie ganz für sich hatten, wie lange sie schliefen. Auch nach dem Schichtunterricht wurde gefragt. 71 v. H. hatten Wechselschicht, nur 29 v. H. normalen Vormittagsunterricht.

Im Max-Planck-Institut für Arbeitsphysiologie in Dortmund, in das mittlerweile Dr. Rutenfranz eingetreten war, wurden die Antworten ausgewertet. Das Institut besitzt jahrzehntelange Erfahrung über physiologische und psychologische Einwirkungen der Arbeit auf die Industriearbeiter. Mit seinen wissenschaftlichen Methoden konnte es aus den Fragebogentatsachen verlässliche Folgerungen ziehen.

Zuerst wurde durch Messen des Pulses, der Körperwärme, des elektrischen Hautwiderstandes noch ein Maßstab ermittelt, der mit den Fakten des Fragebogens in Beziehung gebracht werden sollte: die Leistungsbereitschaft der elfjährigen Schulkinder. Eine Kurve ergab folgendes Bild: In den Morgenstunden zwischen 5 und 11 Uhr erreicht die Leistungsbereitschaft ihren Höhepunkt, sie fällt dann ab und ist bei 13 Uhr auf dem Tiefstand, steigt bis 17 Uhr noch einmal schwächer an, um dann stetig zur Nacht zu fallen und erst nach 1 Uhr langsam wieder anzusteigen.

Die tageszeitlichen Veränderungen der körperlichen Funktionen: Puls, Temperatur, Hautwiderstand laufen offenbar weitgehend mit der geistigen Leistungsbereitschaft gleich. Das fand Dr. Rutenfranz heraus, als er mit acht Zehnjährigen an 65 Versuchstagen rechnete. Am schnellsten lösen sie um 10 Uhr die Aufgaben. Zwischen 13 und 14 Uhr dauerte es länger, und erst am Nachmittag rechneten sie wieder schneller, doch nicht so gut wie am Vormittag.

Im Max-Planck-Institut in Dortmund kennt man diesen Rhythmus der Leistungsbereitschaft — die „biologische Kurve“ — bei den Industriearbeitern aus den Untersuchungen des Institutsleiters Prof. Dr. Gunther Lehmann seit langem. Jetzt fiel auf, daß die Kinder um mehrere Stunden früher als die Erwachsenen, bei denen erst um 9 Uhr die Bereitschaftskurve ansteigt, leistungsbereit sind.

„Vergleichen Sie nun, um zur Sache zu kommen, diese biologische Kurve, die die produktiven Stunden anzeigt, mit den Zeiten des Schichtunterrichts. Der Nachmittagsunterricht beginnt um 13 Uhr, in dem Augenblick, wo der Körper unserer Kinder auf Ruhe und Erholung umgeschaltet ist“, gibt uns Dr. Hellbrügge zu bedenken. „Jetzt, wo das Kind ausruhen will, wird es gezwungen, Kraftreserven einzusetzen, um mit äußerster Mühe vielleicht zu erreichen, was ihm am Vormittag spielend gelänge.“

Hellbrügge erläutert den Vorgang an den von Professor O. Graf, Max-Planck-Institut, ermittelten „Zonen“ der körperlichen Leistungsfähigkeit. In der unteren Zone ist das Verhältnis zwischen Leistungskraft und Arbeitsmenge ausgeglichen. In der nächsten Zone fordert der Wille einen höheren Aufwand, überschreitet aber noch nicht die normale Grenze der Kraft. Wird durch ungewöhnlichen Druck eine höhere Leistung erzwungen, geschieht ein Einbruch in die „erste Reservezone“, und treibt endlich stärkster Zwang, z. B. Todesangst, den Willen an, dann greift der Körper auf die letzten Reserven zurück, um danach erschöpft zusammenzubrechen. Auch diese Reservezonen haben ihren Rhythmus: sie speichern vormittags mehr Kraft auf als am Mittag. Die „Reserven“ aber sind nur für den äußersten Notfall vorgesehen; ihr Mißbrauch ist auf die Dauer verhängnisvoll. Schichtunterricht ist bereits die erste Stufe des Mißbrauchs.

Dr. Hellbrügge zieht den Schluß: „Die körperlichen und geistigen Leistungen müssen im Nachmittagsunterricht unter dem durchschnittlichen Niveau liegen.“ Er stimmt Prof. Graf zu, der zu der erheblich größeren Anstrengung des Kindes im Nachmittagsunterricht vermerkt, „daß sie nachgerade als unentschuldbare geistige Überforderung der Jugend gebrandmarkt werden muß“.

Der bayerische Kultusminister Rucker, mit dessen Genehmigung die Befragung geschah, folgte bereits den Erkenntnissen der Forscher und ordnete für die bayerischen Schulen an, daß Klassenaufsätze nur im Vormittagsunterricht zu schreiben seien und der Nachmittagsunterricht anschaulich gehalten werde und die Hausarbeiten vorbereiten solle.

Auch mit den Unterrichtszeiten sind die Wissenschaftler nicht zufrieden. Ihr Fragebogen antwortete wie folgt: Dreißeig bis einunddreißig Wochenstunden zu je 50 Minuten sind für Sextaner angesetzt, bei Mädchen treten noch zwei Handarbeitsstunden dazu. Das geht an die Grenze des Möglichen. Leider liegt es auf der Linie der „neuzeitlichen Entwicklung“. Um 30 v. H. nahm in den letzten zehn Jahren das Pensum allein der naturwissenschaftlichen Fächer zu. Um acht Schulstunden erhöhte sich in den letzten 40 Jahren das Pensum einer Woche.

Ein verhängnisvoller Fehlschuß verwechsle Wissen mit Bildung, erklärten die beiden Ärzte. „Wer am meisten auswendig gelernt hat, ist der ‚gebildete Mensch‘; nichts Gebildeteres existiert als das Lexikon. Und

wer viel weiß, erhofft für sich materielle Vorteile im Leben.“ Das sei es, was der Pädagoge Peter Petersen die „Elephantiasis des Wissens“ nenne. Darum sei Primus zumeist jener, der am meisten „wisse“, der nachschöpfende Gedächtnismensch, und nicht der selbständig wirkende, begreifende Geist, der freilich dafür in der akademischen Freiheit der Universität um so fruchtbarer sich entfalte.

Wir werden uns nach dem Gesagten nicht wundern, zu erfahren, wie es um das Kapitel „Hausaufgaben“ und „Freizeit“ bestellt ist. Der Fragebogen verrät, daß 21,5 v. H. der Schüler bis zu einer Stunde, 36,3 v. H. bis zu zwei Stunden, 26,2 v. H. bis zu drei Stunden, 11,6 v. H. bis zu vier Stunden, rund 4 v. H. bis zu sechs Stunden am Tag über ihren Hausaufgaben sitzen. Wie anders dachte man früher darüber! Noch am 13. Juli 1898 setzte eine Instruktion zur bayerischen Schulordnung für Hausaufgaben als Maximum eine Stunde fest. Als Maximum, wohlgemerkt! Nicht genug mit den täglichen Hausaufgaben. Auch das — in Bayern — von Hausaufgaben freie Wochenende des Samstags und Sonntags wird von 86 v. H. der 10- bis 11jährigen Jungen und Mädchen für Nachholaufgaben benutzt. Selbst ein von der Landeselternvereinigung der höheren Schulen in Bayern herausgegebenes Merkblatt empfiehlt, daß die Schüler nicht grundsätzlich über Samstag und Sonntag jede Schularbeit beiseite legen sollten.

„So bringen wir unsere Kinder dahin, die Sonntagsarbeit als etwas Selbstverständliches zu empfinden; wir erziehen bereits unsere Zehnjährigen dazu, zehn Jahre weniger zu leben“, meint Dr. Hellbrügge. Für die lebensgefährliche Lebensweise ohne Erholung geben die Väter in den Intelligenzschichten schlechte, ja erschreckende Beispiele. Professor Graf errechnete für Deutschland eine spezifische „Übersterblichkeit“ der verantwortlichen Oberschichten zwischen 50 und 65 Jahren. Sie ist um fast die Hälfte größer als die Sterblichkeit in den übrigen Schichten.

Der Schulweg bringt unseren Zehnjährigen weitere Belastungen. 2544 Kinder brauchten im Durchschnitt eine Stunde. Von ihnen waren 535 anderthalb Stunden, 260 zwei Stunden, 102 zweieinhalb und 46 drei Stunden zwischen Schule und Elternhaus unterwegs. Wichtiger als die Zahl ist das, was sie verbirgt: eine die Nerven äußerst anspannende Konzentration auf den Großstadtverkehr. Zwei Drittel aller befragten Kinder sind im Durchschnitt acht Stunden in der Woche dem Wirrwarr des Großstadtverkehrs ausgeliefert.

Die Untersuchung ergab: das zehn- bis elfjährige Kind braucht 45 bis 48 Stunden in der Woche für Unterricht, Hausaufgaben und Schulweg. Nicht eingerechnet sind: Mitarbeit im Haushalt, Musikunterricht oder andere unfreiwillige Tätigkeiten, die das Schulkind weiter zwangsläufig einspannen.

Die einzige günstige Feststellung betraf den Schlaf. Mit elf Stunden im Mittel erfüllten die Kinder wenigstens dieses Pensum befriedigend.

Doch schon die Zeit, in der sie „machen können, was sie wollen“, die erholende Freizeit, ist viel zu kurz. Beim Morgenunterricht zählt sie 2 Stunden 20 Minuten, beim Nachmittagsunterricht nur anderthalb Stunden je Tag. Eine alte Weisheit lehrt — und alle großen Pädagogen stimmen ihr zu —, „daß der Erfolg der Studien von der Zeit abhängig sei, die der Erholung gewidmet werde“.

Wann aber sollten die Kinder überdenken, innerlich verarbeiten, was sie gelernt haben, wenn ihnen die Zeit der Muße fehlt? Mindestens müßten, so folgern beide Wissenschaftler, den Kindern für Spiel und freiwillige Beschäftigung drei bis vier Stunden zugestanden werden. Nicht eingerechnet die Zeit für persönliche Bedürfnisse, Ankleiden, Waschen, Mahlzeiten und Ruhe, für die weitere vier Stunden anzusetzen wären. Dazu gehöre auch, was vielfach von Lehrern in völliger Verkenntnis kindlicher Gegebenheiten als „Trödelei, Herumklüngeln, Bumeln in der Wohnung“ oder selbst von einer Landeselternvereinigung „als unerwünschte Zerstretheit, Unrast in Tun, Denken und Spielen“ verurteilt werde. Gerade eine solche Freiheit des Tuns wäre für die körperliche und charakterliche Entwicklung der Kinder unentbehrlich.

Muß es nicht äußerst bedenklich stimmen, wenn ein zehn- bis elfjähriger Oberschüler täglich fast genauso lange von der Schule beansprucht wird wie ein Industriearbeiter von seiner Arbeit, daß er jedoch nur halb soviel frei verwendbare Zeit wie der Arbeiter besitzt? Gewiß eine erschütternde Tatsache, der als beklagenswerte Wahrheit gegenübersteht, daß zwar den Arbeiter viele Institutionen schützen, Gewerbeaufsicht, Gewerkschaften, das Gesetz, indes für das Kind kein gleichwertiger Schutz besteht.

Es wird uns auch nicht wundern, zu erfahren, daß 14,5 v. H. der Kinder Nachhilfeunterricht erhalten und 25,1 v. H. ständige Hilfe durch die Eltern brauchen. Warum? Weil sie schwächer begabt sind? Die beiden Wissenschaftler geben eine andere Antwort. Viele Eltern schicken ihre Kinder erst nach dem fünften, einige noch nach dem sechsten Volksschuljahr in die Sexta, weil sie den hohen Anspruch der Oberschule fürchten. Das Durchschnittsalter hätte in den befragten Sexten 10½ Jahre betragen müssen; es lag aber bei 11 Jahren 4 Monaten. Die jüngeren Schüler befanden sich somit im Nachteil, unabhängig vom Grad der Begabung.

Auch der Klage über mangelnde Konzentration gingen die Ärzte nach. Sie fanden: „Für beinahe jedes Fach ein anderer Lehrer, eine andere Methode, eine andere Klassenstimmung. Von Stunde zu Stunde muß das Kind umschalten, sich neu ‚konzentrieren‘. Welch ein Eingriff in die Kraftreserve! Wie anders bei der Volksschule, auf der ein Lehrer seine Klasse in vielen Fächern unterrichtet, einen natürlichen Fortgang der pädagogischen Methode sichert und einen vernünftigen Wechsel von Spannung und Entspannung in den einzelnen Stunden findet.“

Als „alarmierendstes Ergebnis“ ihrer Untersuchungen bezeichnen Hellbrügge-Rutenfranz die Aussage der Eltern, wonach 60,9 v. H. Jungen und 54,7 v. H. der Mädchen nervös sind. „Dieser Prozentsatz ist bisher nur bei Industriearbeitern nach mehrmonatiger Nachtschicht gefunden worden.“ Die Schulüberbürdung ist nicht die einzige Ursache dieser Nervosität. Der Einfluß der Großstadt, die vielfache „Entmutterung“ in den auseinanderfallenden Familien und andere Umstände treten hinzu und vermehren die Last, die Körper und Geist der Kinder auferlegt wird.

Bleiben wir bei der Frage, die hier gestellt war: Überlastet die höhere Schule unsere Kinder? — so ist die Antwort ein unzweifelhaftes „Ja“. Sie bestätigt, was in den letzten 70 Jahren namhafte Wissenschaftler unaufhörlich beklagt haben, wie der Begründer der Psychiatrie in Deutsch-

land, Emil von Kraepelin: „Die Schule hat ihren Unterrichtsbetrieb nach den verschiedensten Richtungen hin erweitert, aber das Maß ist übertoll. Jede fernere Ausdehnung in die Breite muß notwendig an die Grenzen der kindlichen Arbeitskraft führen.“ Das war vor fünfzig Jahren. Und heute?

Mit freundl. Erlaubnis entnommen dem „Rheinischen Merkur“, Nr. 23, 1956

Bodo von Borries

Mit Trauer und Stolz gedenkt in diesen Tagen das Friedrichs-Gymnasium des Todes seines ehemaligen Schülers: Prof. Dr.-Ing. habil. Bodo von Borries, Direktor des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Übermikroskopie, Ordinarius für Elektronenoptik und Feinmechanik an der Technischen Hochschule Aachen, Präsident des wissenschaftlichen Rates der Arbeitsgemeinschaft Industrieller Forschungsinstitute.

Das Lebenswerk dieses bescheidenen und hilfsbereiten Mannes war die Elektronenmikroskopie. Durch das von ihm gemeinsam mit seinem Mitarbeiter Ruska entwickelte Elektronenmikroskop wurde er 1939 in der naturwissenschaftlichen Welt bekannt. Für diese Leistung wurde er 1941 mit der silbernen Leibnitz-Medaille der Preußischen Akademie der Wissenschaften Berlin geehrt.

Nach den Gesetzen der Optik ist die nutzbare Vergrößerung eines Mikroskopes durch die Kürze der Wellenlänge des verwendeten Lichtes bestimmt. Die Lichtmikroskope, wie man sie in Krankenhäusern, Untersuchungsämtern und anderen Forschungsinstituten findet, erlauben daher nur eine Vergrößerung bis 2000:1. Diese Grenze konnte überschritten werden als 1924 L. de Broglie auf die Wellennatur der Elektronen hinwies — ihre Wellenlänge ist bedeutend kleiner als die des Lichtes —, und 1926 H. Busch zeigte, daß elektrische und magnetische Felder gleiche Eigenschaften wie Glaslinsen der Mikroskope zeigen können.

Nach langer mühsamer Entwicklungsarbeit ist es heute mit den von der Industrie angebotenen Elektronenmikroskopen möglich, eine Vergrößerung von 100 000:1 zu erreichen.

Mit diesen Vergrößerungen vermochte nun die medizinische Forschung weiter in das Gebiet der Krankheitserreger einzudringen, die mit dem Lichtmikroskop bisher nicht sichtbar waren: Scharlach, Masern, Influenza, Pocken, Tollwut. Die Elektronenmikroskopie erlaubte den Biologen weitere Einzelheiten über den Aufbau der Zelle zu erfahren. Aber auch die Festkörperphysiker bemühtigten sich dieses neuen Forschungsgerätes, um die Struktur von Metallen, Legierungen, Kunststoffen aufzuklären.

Da der Preis eines Elektronenmikroskopes noch sehr hoch ist, die Bedienung auch nur wenigen besonders geschulten Kräften vorbehalten bleibt, findet man diese Mikroskope nur in den Forschungsstätten von Universitäten, Technischen Hochschulen und großen Industriewerken.

Die Elektronenmikroskopie steht noch am Anfang ihrer Entwicklung. Sie mußte durch den Tod eines ihrer großen Förderer einen harten Schlag hinnehmen.

Gerhard Otto

Vor 15 Jahren

Artikel aus dem „Linnenbiuer“, der nicht mehr gedruckt wurde

Von den Schicksalen der Schule

Zum ersten Mal seit einer Zeit, die wir nicht begrenzen können, schloß für unser Friedrichs-Gymnasium das Schuljahr nicht zu Ostern, außer für die Abiturienten, für sämtliche anderen Klassen ist es bis zum Beginn der großen Ferien verlängert, das neue Schuljahr beginnt erst Anfang September. Aus den Zeitungen ist bekannt, weshalb das geschehen ist: Es bestand in Großdeutschland in den verschiedenen Landesteilen keine Gleichheit in der Beendigung des Schuljahres. Diesem unseligen Zustand, der für Eltern, die aus dem einen in den anderen Landesteil versetzt wurden, die größten Unbequemlichkeiten zur Folge hatte, ist nun ein Ende gemacht. Allerdings schließt die 8. Klasse, das heißt also die, in der sich die Abiturienten befinden, bis zum Jahre 1948 noch zu Ostern. Das bedeutet, daß die Gesamtschulzeit für diesen Jahrgang, nachdem das 9. Schuljahr bereits seit längerer Zeit gefallen ist, um ein weiteres Tertial, also 11 Wochen, gekürzt wird. Die Unterrichtsziele sind allerdings die gleichen geblieben.

Sonst brachte das Schuljahr an tiefen Eingriffen nichts Bedeutungsvolles, Änderungen im Lehrkörper vollzogen sich äußerlich kaum, der Bestand blieb im ganzen der gleiche. Studienassessor Hildebrandt, der die durch den Tod des Herrn Studienrats Dr. Schmidt erledigte Stelle versah, verließ uns im August, zum Heeresdienst eingezogen, einen Ersatz für ihn haben wir nicht erhalten. An Stelle des Herrn Studienrats Höller vom Gymnasium in Saarbrücken, der nach dem Sieg im Westen in seine Heimat zurückkehrte, trat, einem Wunsche des Direktors entsprechend, wieder die Studienassessorin Fräulein Kraß. Im Laufe des Schuljahres wurden zwei freie Studienratsstellen neu besetzt, die Stelle Schmidt mit dem Studienassessor Cramer (Lehrbefähigung in Deutsch, Leibesübungen und Englisch), die Stelle Fischer mit dem Studienassessor Giesler (Lehrbefähigung: Religion, Geschichte, Staatsbürgerkunde). Herr Giesler hat diese Stelle bereits seit längerer Zeit kommissarisch versehen.

Das Schulgebäude wurde noch bis zu den großen Ferien gemeinsam mit der Oberschule für Mädchen benutzt, dann kehrten diese in ihr eigenes Haus zurück, so daß wir nach Ende der großen Ferien wieder Herren in unserem Hause waren. Mit Beginn des Monats Oktober begann die Klasse 8 langsam sich zu entleeren. Die Jungen hatten nun, wie der Ministerialerlaß verlangt, ein halbes Jahr am Unterricht der Klasse 8 teilgenommen und konnten jetzt im Falle der Einberufung ihres Jahrganges zum Arbeits- und Heeresdienst bzw. ihrer Einberufung als Offiziersanwärter den Reifevermerk zugebilligt bekommen. So schmolz allmählich die Frequenzziffer der Klasse von 21 Schülern auf 5 zusammen. Diese gingen im Monat März in die Reifeprüfung, die sie sämtlich bestanden. Seit Ostern zählte die Schule nun 138 Schüler.

Beginn und Reife

Einige Eindrücke von der Ausstellung in Recklinghausen

Die Ausstellung „Beginn und Reife“ gab den Malern der sogenannten Moderne und der davorliegenden 50 Jahre breiten Raum. Und zwar stellte sie diese Meister mit Werken dem Publikum vor, die einen Überblick über ihren künstlerischen Lebensweg geben sollten. Eine vielleicht etwas populäre, aber auf jeden Fall sinnfällige Technik, das Publikum mit einem Lebensweg vertraut zu machen. Wenn auch eine Banalisierung des Gewollten durch das Motto „Wie sie wurden, was sie sind“ ziemlich nahe lag.

Was zu sehen war, hat uns aber in seinen Bann gezogen. Das ließ allerdings Raum für die „andere Ansicht“, die wir von Mittel und Weg der zeitgenössischen bildlichen Darstellung durchaus oftmals hatten. Wir bemühten uns während des Besuchs der Ausstellung, nicht auf die anderen Besucher zu schießen, was sie wohl „dazu meinten“. Gemeint wurde jedenfalls, wie wohl auf jeder solchen Veranstaltung, allerhand. Vom uneingeschränkten Lob über das berühmte Verständnisvollspielen bis zum platten Witzeln. So suchten wir einerseits denen fernzubleiben, die direkt aus einem Schwabing oder Pseudoschwabing entlaufen zu sein schienen, andererseits aber auch, auf Dummlichkeiten nicht zu achten, die offenbar von Leuten stammten, deren Vorstellung vom Schaffen eines Malers sich auf die „Abendstimmung in der Heide“ beschränkt, die sie zu Hause als Wandschmuck benutzen mögen.

Es war viel, was wir uns ansehen sollten. Über 200 Gemälde, Graphiken und Skulpturen in einigen wenigen Stunden erschöpfen ungeheuerlich. Was wir mitgenommen haben, ist trotzdem erheblich, wenn auch wahrscheinlich nicht immer das, was die so „in Kunst Machenden“ wollten. Denen gegenüber, die auch das gewollt Abwegige und Häßliche unter allen Umständen entschuldigen und erklären wollen, haben wir eine gehörige Skepsis bekommen. Wenn man sagt, „Kunst setzt ihre eigene, autonome, vom Geist geformte Welt gegen das natürlich Gegebene“ (siehe Programm der Ausstellung) und will damit auch den schlechten und Ungeist sowie eine verformte Welt protegieren, so kommt einen doch die Versuchung an, manche Leute, die uns mit sogenannten Kunstwerken beglücken, samt ihren eifrigen Kommentatoren (ohne die sie ja nicht auskommen) mit einiger Vorsicht zu genießen. Es ist doch wohl fragwürdig, ob mit dem Kunstkonsumenten nicht hier und da seitens des Kunstproduzenten ein kleines Späßchen getrieben wird, was nicht etwa nur einem Picasso zuzutrauen wäre.

So haben wir uns, ziemlich schadenfroh, gefreut, wenn wir z. B. einen braven Handwerksmeister an einem Gemälde rätseln sahen, und wir ihn etwa den verlassenen Steinbruch Paul Klees einen „Borgward auf regenasser Straße“ betitulierte hörten. — So rächt sich das Publikum! Wer meint, das sei Polemik, soll es so nehmen. Nur muß noch einmal gesagt werden, wir glauben immerhin mehr als eine nach vielen Seiten schillernde Kunst(an)sammlung gesehen zu haben. Wir stellten manche Höhepunkte fest, wobei man nicht sagen könnte, daß sie bei einer der jüngsten Stilepochen besonders massiert aufgetreten seien. Wir freuten uns über ein bereits bewährtes Gemälde von Claude Monet wie den „Quai du

Louvre“ ebenso wie über Edvard Munchs Graphiken und August Mackes farbige Kompositionen. Alles Schöne, das wir sahen, einzeln aufzählen zu wollen, wäre wohl nicht möglich. Es ist überhaupt schade, daß man besser über das Schlechte aussagen und es kritisieren kann, als alles Gute hervorheben.

Einmal standen wir vor einem Gemälde von Marc Chagall „Der Violinspieler“. Die Meinungen waren diametral entgegengesetzt. Mir hat man versucht, das Bild mit dem Hinweis auf das darin steckende Märchenhafte schmackhaft zu machen. Auch die Psychologie wurde hinzugezogen. Es sei Darstellung des Unterbewußten, des Traumlandes. Es ist doch schlimm mit der Psychologie; was soll man dazu sagen? Ob Marc Chagall auch wohl Psychologe war?

Auch grausliche Beckmanns waren ausgestellt. Wo man sich wohl so schrecklich inspirieren lassen kann? Und wenn das für die letzte Generation schon allgemeingeltend sein sollte, warum dann eine derartige Monumentaldarstellung? — Gut, daß wir auch andere Werke dieser Meister kennen! Gut, daß wir überhaupt auch noch anderes sehen konnten! Feininger z. B. war eine Erholung. Sonst wären wir wohl deprimierter nach Hause gefahren.

Wert und Erfolg gehabt hat ein Besuch der Ausstellung sicherlich. Mancher wird mit uns nachher zu seinen Kunstpostkarten und Gemälden gegriffen haben. Und zwar nicht nur, um zu resumieren. Wir sind auf wirklich Neues gestoßen. Ob es sich allerdings lohnt und ob es gut ist, alles anzunehmen, darüber gehen die Meinungen sehr auseinander.

F.-W. Bargheer, U I

Chronik

Pöppelmann-Haus kahl und nackt

Verzierungen mußten wegen Einsturzgefahr verschwinden

Nackt und kahl ragt jetzt das Daniel-Pöppelmann-Haus in der Höckerstraße in Herford empor. Es wurde hier ein Gerüst aufgebaut (inzwischen ist es wieder verschwunden), über das die vielen Verzierungen der Giebelwand abgetragen wurden. Es handelte sich hierbei, wie Stadtbaurat Dr. Fiereck sagte, um eine baupolizeiliche Maßnahme, da zu befürchten war, daß Teile der Verzierung abbrechen und Passanten verletzen könnten.

Nach wie vor, so betonte der Stadtbaurat, werde die Stadt Herford jedoch alles daransetzen, das Daniel-Pöppelmann-Haus wiedererstehen zu lassen. Die Verhandlungen mit der Eigentümerin seien bisher noch ohne nennenswertes Ergebnis verlaufen, doch wolle man nichts unversucht lassen.

Die Verzierungen lagern vorerst im Hof des Pöppelmann-Hauses. Sie werden später auf den Städtischen Bauhof gebracht und dort aufbewahrt werden, damit sie später noch einmal — wenigstens als Muster — Verwendung finden können.

„Der Kartoffel schönstes Kind . . .“

Den Hönerschen Pickert hatte man in guter Erinnerung. Darum fand das traditionelle Pickertessen auch in diesem Jahre bei Höner in Laar statt. (Wer dabei war und die vertilgten Mengen sah, rechnet heute bereits damit, daß auch die nächste Pickertschlacht am gleichen Ort geschlagen wird.)

Zwei Maßnahmen des rührigen Vorstandes erwiesen sich als sinnvoll: die genau Angabe über die geographische Lage des Lokals und der Einsatz eines Autobusses — von der Vereinigung bezahlt! —, der die wagenlosen Esser heranbrachte. Abenteuerliche Irrfahrten, wie sie etliche Ehemalige beim vorjährigen Pickertessen bestehen mußten, wurden so ausgeschlossen.

Eine stattliche Anzahl pickertversessener Ehemaliger hatte sich eingefunden, mit besten Vorsätzen, wie sich im Laufe des Mahles herausstellte. Der Vorsitzende begrüßte in gewohnt launiger Rede die Gäste, darunter Herrn Oberstudiendirektor Brumberg — sein Porträt mit Pickert prangte Tage später in der Zeitung — und Herren des Kollegiums. Dann aber kam man zur Sache.

Wenn oben von einer Pickertschlacht gesprochen wurde, so ist der Ausdruck gewiß nicht zu stark; denn hier wurde mit wahrer Verbissenheit gekämpft. Man darf es den Ehefrauen der Ehemaligen nicht nachsagen, daß sie ihre Männer Hunger leiden lassen, wer sich aber die Zeit nahm, einen Augenblick vom Pickert aufzuschauen, konnte den Eindruck bekommen, dieses Pickertessen sei für viele seit Wochen die erste ordentliche Mahlzeit! Dem Wirt kam solcher Appetit nicht überraschend, — er kannte ihn vom vorigen Jahr — und so hatte er vorgesorgt. Selbst, als die meisten bereits ermattet die Hände sinken ließen und nach Korn und Bier verlangten, wurde noch Pickert herumgereicht.

Die wackere Ra-Ro-Band — zukünftige Ehemalige — musizierte fleißig und überraschend gekonnt und wagte auch „schräge“ Klänge. Der Beifall war ehrlich.

Nach dem Essen plauderte Fritz Schuld zu ausgezeichneten Farbdias aus Aegypten, in das ihn sein Architektenberuf geführt hatte. Er konnte den Ehemaligen manches Neue über die Probleme des Landes sagen.

Alle Beteiligten waren sich einig: dieses Pickertessen war — wie sagt man? — eine „runde Sache“.

Bernhard Giebler

Humor und Unterhaltung

Chorgesang

Um die Jahrhundertwende stand auf unserem Stundenplan am Mittwoch- und Sonnabendmittag für alle Klassen: „Chorgesang, Noak“.

Man ging in die Aula. Die alten Bänke waren zwar nicht bequem und zum Schlafen ungeeignet. Sie deckten aber gut gegen Sicht.

Ein kürzlich von auswärts gekommener Naivling fühlte sich im Schutze der hohen Vorderwand sogar so sicher, daß er den Kantor mit einem Taschenspiegel ins Gesicht blendete.

Das geriet ihm natürlich zum Unheil und war dem Kantor ein willkommener Anlaß, dem Novizen einen tiefen, wenngleich peinlichen Eindruck in seine bewährten Erziehungsmethoden zu vermitteln.

Angesichts derartiger Torheit eines höheren Schülers konnte natürlich von Mitgefühl unsrerseits keine Rede sein. Das war eher der Fall, wenn Träger von Bleylehosen, zu denen auch mein Klassengenosse Quosig zählte, nach vorn gerufen wurden. Mit ihrem prallen Hosensitz konnten sie in solchen Fällen einem wirklich leid tun.

In den Chorgesangstunden war aber wegen der großen Teilnehmerzahl für den einzelnen wenig zu befürchten.

Nur wer am Gange saß, bezog gelegentlich eine Kopfnuß mit dem Hausschlüssel.

Ersehnt war die Zeit des Stimmwechsels. Da war man nämlich vom Chorgesang dispensiert.

Geübt wurde meist eine Motette.

Was das Wort bedeutet, ist mir bis heute noch nicht klar. Ich glaube, der Kantor wußte es selbst nicht. Sonst hätte er es uns wohl verraten. Zu Kaisers Geburtstag sangen wir: „Salvum fac regem, creatum tuum.“ Und wenn bei der Aufführung eine Stimme versagte, dann sang der Kantor selbst mit.

Der Höhepunkt meines musikalischen Erlebens war aber das Mitwirken bei der Matthäuspassion im kleinen Saale des Schützenhofes. Der große war damals noch nicht gebaut. Ich selbst war in Quinta oder Quarta und sang Sopran. Natürlich war es unser Stolz, auf männliche Art eine Oktave tiefer zu singen, wobei uns hier ja keiner belangen konnte. Trotzdem stand, mir unvergeßlich, am anderen Tage etwas von den „engelreinen Knabenstimmen“ im Kreisblatt. Ja, darauf bin ich noch heute stolz.

Aber das eigentliche Erleben ermöglichte uns die eigens erbauten Bretteremporen. Da konnte man heimlich in der Unterwelt verschwinden und dort sein Unwesen treiben. Ein findiger Kopf, ich glaube, es war Alli Althoff, schlug vor, Hammer und Nägel mitzubringen. Dieser Gedanke fiel auf guten Boden. So schlichen wir dann bei der eigentlichen Aufführung unter die Damenempore, während man dort grade saß, und nagelten ohne großes Geräusch mit feinen Nägeln die langen Kleider an die Bretter.

Als die Damen sich dann zum Einsatz erhoben, riß und ratschte es gewaltig.

So ganz ungestraft kamen wir allerdings nicht davon, denn wir mußten unter den Bläsern her. Und die entleerten auf uns ihre Hörner.

Ja, Schiller hat schon recht: „Des Lebens ungemischte Freude, ward keinem Sterblichen zuteil.“

C. H. Huchzermeyer

„So sieht denn nun ein Friederizianer aus . . .“

Letztes Wochenende war ich in Lüderitzbucht (30. 6. und 1. 7.). Angeheftete Notiz hatte ich in die „Allgemeine Zeitung“, die deutsche Zeitung Südwests, setzen lassen, und am Sonnabend war dann die Zeitung auch gerade in Lüderitzbucht angekommen. Meine Freunde kamen gleich ans Schiff: „Hatten gar nicht gewußt, daß du Friederizianer warst . . .“

Bei meiner Abfahrt am Sonntagnachmittag passierte dann folgendes: Wie immer an Sonntagen in diesen kleinen Häfen, machen die Einwohner ihren Sonntagnachmittagsspaziergang zum Hafen. So sah ich dann kurz vor dem Ablegen fünf ältere Herren langsam auf die Landungsbrücke kommen. Wenn ich sie beschreiben soll, Alter so zwischen 60 bis 80, würdige alte Herren, wahrscheinlich alte Schutztruppler, mit Bart und Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart. Interessiert betrachteten sie mein Schiff, beobachteten, wie die Seeleute das Schiff seeklar machten. Einer, es stellte sich heraus, daß er der Eigentümer der „Deutschen Buchhandlung“ war, kam dann zu mir, ich stand schon auf der Schiffsbrücke, um loszufahren, erkundigte sich, ob ich wohl der Kapitän sei und auch Deutscher, — ja ich stellte mich sogar vor, daß er ganz sicher war, daß ich das war . . ., wünschte gute Reise und ging zurück zu seinen Freunden. Einen Augenblick später legte ich dann auch ab und hörte dann, als sich einer der fünf alten Herren zu den anderen umdrehte und sagte: „So sieht denn nun ein Friederizianer aus.“

Der Anfang

Aller Anfang ist schwer. So auch bei mir. Die Prüfung für Quarta hatte einigermaßen geklappt. Ich durfte auf den Schulhof gehen und die amtliche Mitteilung über das Resultat abwarten.

So ging ich denn, wie weiland Goethe in seinem Garten, so vor mich hin, und nichts zu suchen das war mein Sinn. Vor allem wollte ich keinen Streit suchen. Damit waren aber einige Jungen mit braunen Mützen auf ihrem Haupte, von denen ich am nächsten Tage hörte, daß es Quintaner waren, nicht einverstanden. Einer kam bedenklich näher und versetzte mir im Vorbeigehen einen Stoß in die Magengegend, der nicht von Pappe war, und dann kam ein zweiter ebenso nahe, und versuchte mir ein Bein zu stellen. Und ich in meiner dörflichen Unschuld wußte nicht, was ich davon halten sollte. Denn die althergebrachten Grundsätze von Pennalismus waren mir bis dahin böhmische Dörfer. Aber immerhin dämmerte mir doch langsam der Gedanke, daß der Dichter Shakespeare, den ich damals aber auch noch nicht so richtig kannte, mit seinem Wort und seiner Mahnung recht hatte, wenn er meinte: Bereit sein ist alles.

Nun hatten wir Jungen in der Dorfschule, wo ich die ersten Anfänge der Schul- und Lebensweisheit in mir aufgenommen hatte, in dieser Beziehung so allerlei betrieben, was in bezug auf Wehrrtüchtigung ein gewisses Fundament bilden konnte, und man heute als Sport bezeichnen würde. Da war zunächst das Döppeschlagen. Das war eine Verabredungsmensur. Die beiden Gegner träten sich auf Armlänge gegenüber mit ausgespreiztem Zeige- und Mittelfinger, und auf ein gegebenes Zeichen fingen sie an, sich abwechselnd auf diese Finger zu klopfen. So lange, bis einer Abfuhr erklärte, weil er genug hatte. Dann freute sich sein Gegner aber auch, weil er auch beinahe genug hatte. Seine Finger waren dann schon so weit angeschwollen, daß er eine Stunde lang den Federhalter nicht ordnungsgemäß führen konnte.

Diese Fingermensur kam hier nicht in Frage. Denn die Angreifer entzweiten sofort nach ihrer Attacke.

Dann war da noch eine Möglichkeit, die wir auch fleißig geübt hatten. Das war eine Art Boxkampf. Der Ring wurde von den Zuschauern gebildet. Hier schlugen sich die beiden Kämpfer abwechselnd auf den Bizeps und benachbarte Körperpartien. Es entstand an den betroffenen Stellen eine starke Hitze. Und da Wärme die Körper bekanntlich ausdehnt, schollen sie auch erheblich an. Und wenn sie dann wieder abebbten, sah alles sehr schön blau aus. Diese Auseinandersetzung hatte meistens aber auch schon eine gewisse Ursache. Studentisch ausgedrückt eine Kontrahage, bei der sich herausstellen sollte, wer am härtesten im Nehmen und der stärkste im Geben war. Diese Möglichkeit anzuwenden, war aber in diesem Falle auch nicht gegeben, weil die Gegner auf eine längere Auseinandersetzung keinen Wert zu legen schienen.

Es kam nur die dritte Möglichkeit in Betracht. Das war eine Art Jiu-Jitsu, aber kein Catch as can catch, wie man heute sagen würde. Es war ein Ringkampf, der darauf abzielte, den Gegner so schnell wie möglich auf den Rücken zu legen.

Als nun mein erster Gegner wieder Miene machte, bei mir aufzukreuzen, griff ich schnell zu, als er so nahe gekommen war, daß ich merkte, wo er mich rammen wollte; umspannte ihn mit meinen Armen, streckte ein Bein vor und bog ihn über dies Bein nach hinten, und weil da gerade ein großer Waschkorb stand, der, wie ich später hörte, dazu bestimmt war, das überflüssige Butterbrotpapier in sich aufzunehmen, legte ich ihn seiner Länge nach da hinein. Und sofort stand ich wieder bereit, auch den zweiten anzunehmen, der sich auch wieder genähert hatte. Aber als er sah, mit welcher Schnelligkeit sein Kumpel die Erde oder besser gesagt den Waschkorb geküßt hatte, zog er vor, schleunigst beizudrehen und meine Leeseite zu gewinnen. Und während der erste sich langsam wieder aufrappelte, verschwand er durch das Gittertor und entzweite.

Doch wie sagt Wilhelm Busch in diesem Falle? Aber wenn die Folgen kommen, fühlet man sich angstbeklommen.

Mein Gegner begegnete mir am nächsten Tage auf dem Flur, als ich amtlich mit einem dicken Bücherpaket unter dem Arm meinen Einzug hielt. Er machte ein brummiges Gesicht. Da erkundigte ich mich nach seinen Personalien und mußte zu meinem großen Schrecken hören, daß er der Sohn des Direktors wäre. O weh, was hatte ich da gemacht. Wenn er das gestrige Abenteuer seinem Vater erzählte, dann war es sicherlich mit meiner Laufbahn auf der Penne zu Ende. Da konnte ich ruhig von vorne herein einpacken. Denn es war nach meiner Auffassung gar nicht ausgeschlossen, daß er als Vater nicht allein das Recht für sich in Anspruch nehmen konnte, ja sogar die Verpflichtung in sich fühlte, jede ihm bekannt gewordene Unbill an seinem Sohne zu rächen. Zum mindesten mußte ich also damit rechnen, von dem Herrn Direktor eine gehörige Tracht Prügel zu beziehen.

Diesen ersten Morgen verbrachte ich demnach in einer unbeschreiblichen Unruhe, die um so schlimmer war, als ich mich in die neuen Verhältnisse erst einmal einarbeiten mußte, die vor allem darin bestanden, daß in jeder Stunde ein neues Lehrgesicht auftauchte, ein Notizbuch zum Vorschein brachte und die Personalien einbuchte. Aber im übrigen passierte nichts.

Um zwei Uhr ging es wieder los. Zwei Stunden wartete ich auf die Tracht Prügel. Aber sie kam nicht. Auch am nächsten Tage kam sie nicht. Der Bammel ebte etwas ab, als auch am folgenden Tage nichts in dieser Hinsicht geschah.

Aber am nächsten da ging es los. Der Pedell erschien und forderte mich auf, zum Herrn Direktor zu kommen. Noch heute zittern mir die Knie, wenn ich daran denke. Ich muß wohl auch einen ziemlich verdatterten Eindruck gemacht haben. Denn der Pedell nahm mich sorgsam an die Hand, führte mich die Treppe hinauf, wir gingen einen langen Gang und machten an der Tür halt, woran geschrieben stand: Der Direktor. Dann verschwand er, und zwar mit der Miene eines Scharfrichters, die besagte, daß er mich nachher auch noch sprechen würde. Ich klopfte zaghaft. Ich hörte nichts. Ich klopfte noch einmal und dann drückte ich die Klinke herunter und da stand ich in meiner ganzen Kläglichkeit vor meinem obersten Vorgesetzten, dessen Augen Blitze schossen, gegen die Zeus ein Waisenknabe war. Er stand mitten in seinem direktorialen Zimmer und musterte mich eine ganze Weile. Dann ging er zu dem Sofa und setzte sich in eine Ecke, so daß ich ihm Auge in Auge gegenüberstand. Und dann fing ein Kreuzverhör an. Ich aber verstand gar nicht, was er alles wissen wollte. Aber so viel merkte ich, daß es sich gar nicht um seinen Filius handelte, sondern um etwas viel Schlimmeres. Ich wurde beschuldigt, einen Einbruch verübt zu haben. Oder einen Raubanfall, und zwar auf einen Schokoladenautomaten. Und jetzt kam ich langsam dahinter. Jawohl, ich hatte gestern mittag einen Bummel durch die Stadt gemacht und gesehen, daß sich ein Junge mit einem langen Lineal an einem Kasten zu schaffen gemacht hatte, der wie ein Briefkasten aussah. Ha ha! Und da? Da war ein Herr aus dem Laden gekommen und hatte meinen Namen notiert, weil der Attentäter schleunigst verduftet war.

Und jetzt hatte er mich gemeldet. Daß ich Quartaner war, hatte er an meiner blauen Mütze erkannt. Jetzt sollte ich beweisen, daß ich den Raubanfall gar nicht ausgeführt hatte. Aber wie? Wenn man ein Verbrechen begangen hat, kann man sich herauslügen. Wenn man aber nichts Verbrecherisches gemacht hat, kann man sich nicht herauslügen. Es ist nichts schwieriger, als seine Unschuld zu beweisen. Ich hatte keinen Zeugen. Ich hatte nur meinen treuherzigen Blick. Und der mag dann auch schließlich einen gewissen positiven Eindruck gemacht haben. Der Direktor sprach mich aber nicht ganz frei, sondern entließ mich mit den etwas nebelhaften Worten, in denen er zum Ausdruck brachte, daß so etwas nicht wieder vorkommen dürfte. Es war, wie ich später in meinem Verkehr mit Studenten der Jurisprudenz lernte, ein Freispruch wegen Mangels an Beweisen. Ich war aber heilfroh, als ich wieder draußen war. Ich hatte, das war mir klar, keinen guten Eindruck gemacht. Ich hatte auch später immer das Gefühl, als ob er mich etwas dubiös angesehen hätte, wenn wir uns trafen.

Dr. Schwagmeyer, Witten

7 Jahre, 3 Tage und 4 Stunden interniert in Südafrika

Zwischen den Bergen, 15 Meilen von der früheren Hauptstadt der Buren-Republik, liegt die Farm „Baviaansport“, einst Besitz des letzten Präsidenten der Republik „Oom Paul Krüger“, bei Ausbruch des Krieges aber eine Trinkerheilanstalt. Als wir am 8. Dezember 1939 als erste

Kriegsgefangene der Union von Südafrika ankamen, ließ man die Trinker am Vorabend laufen, und wir waren die ersten, die in diesem Lande eingesperrt wurden. Das Farmhaus hatte der Lagerkommandant mit seiner Bewachung bezogen, unsere Passagiere kamen in die Trinkerheilanstalt und wir Seeleute lebten erst mal in Zelten, bis das moderne Lager gebaut war. Täglich gab es Zuwachs. Man begann auch mit der Internierung der Deutschen im Lande, auch der eigenen Afrikaner, die mit Deutschland keinen Krieg haben wollten. Es ist vielleicht interessant zu wissen, daß die Regierung bei Kriegsausbruch nicht den Krieg an Deutschland erklären wollte und deshalb auf irgendeine Weise gezwungen wurde zurückzutreten. So kam es, daß Südafrika 18 Tage später den Krieg erklärte als die anderen britischen Dominien. Um so schärfer wurde später unsere Bewachung, da zuviel Sympathie für uns im Lande vorhanden war und das unterbunden werden mußte. So kam es, daß die Italiener frei auf Farmen arbeiten durften, wir aber nie einen Schritt in den sieben Jahren aus dem Drahtverhau herausgekommen sind. Bis März 1940 kamen noch die Besatzungen von vier anderen Schiffen an („Ussukuma“, „Wakama“, „Carl Fritzen“ und „Adolf Leonard“). Beim Frankreichfeldzug wurden dann Massen interniert, so daß wir im Juni 1940 1800 Internierte im Lager waren. Dazu waren noch Lager errichtet im früheren Kafferngefängnis „Leuwkop“, ferner drei Lager in „Koffiefontein“, wo die Internierten getrennt wurden in „Nazi-Lager“, „Juden-Lager“ und „Antinazi-Lager“. Außerdem wurde dort noch ein „Italiener-Lager“ und ein „Afrikaner-Lager“ errichtet. Alle deutschen Südwestler wurden in „Andalusia“ interniert. Unser Lager wurde in fünf Lager eingeteilt, die unter sich offen, aber so eingerichtet waren, daß sie im Notfall getrennt werden konnten. Wir 500 Seeleute waren in dem einen Lager. In einem anderen waren alle „Ostafrikaner“, in einem anderen die „Rhodesianer“, in den anderen zwei Lagern die „Südafrikaner“ interniert. Die innere Verwaltung wurde von uns selber gemacht. Wir mußten lediglich morgens um 8 Uhr und nachmittags um 4 Uhr zum „Roll Call“ antreten. An Proviant bekamen wir dasselbe wie die Bewachungstruppen. Er wurde aber von unseren Schiffsköchen zubereitet, die von der Regierung ein kleines Gehalt für ihre Arbeit bekamen. Unser Lohn war sonst 1/— Sh per Tag, der alle 10 Tage ausbezahlt wurde. Bargeld wurde eingezogen. Es gab „Lagergeld“, angefertigt aus gepreßter Pappe. Jeder hatte ein Konto beim Lagerzahlmeister, und wer draußen Geld hatte, konnte zusätzlich noch monatlich £ 5.- ziehen. Es entstanden die verschiedensten Betriebe: Cafés, Bäckereien, Schuhmacherwerkstätten, Schneiderwerkstätten. Ich selber startete eine Segelmacherei, machte Seesäcke und in Companie mit einem Tischler eine Stuhlfabrikation. Der Tischler machte die Stühle, ich die Sitze und Lehnen von Segeltuch oder von Häuten, die ich selber gerbte. Es gab nämlich schöne Akazien im Lager und die Rinde eignete sich gut zum Gerben. Nach einer gewissen Zeit, als man merkte, daß der Krieg doch länger dauerte, entstanden Schulen. Ich selber nahm wieder jeden Tag je eine Stunde Latein, Englisch, Französisch, Spanisch. Ich kenne Schiffsjungen, die im Lager ihr Abitur machten, Jungens, die auf dem Schiff nicht zu gebrauchen waren, die heute schon studiert haben und ihren Dr. an der Universität in Stellenbosch oder Pretoria gemacht haben und gute Regierungsstellen erhielten. Auch wir Seeleute eröffneten eine „Seefahrtsschule“, mehrere

Kurse für „Kapitän auf großer Fahrt“, auf „Kleiner Fahrt“, Steuer-
mannspatent, Yachtschiffer usw. Auch ich betätigte mich dort als Lehrer
in Seemannschaft eine Weile. Es gab Fortbildungskurse für Handwerker.
Jeder durfte seine Handwerkskiste haben, die aber nachts außerhalb des
Lagers eingeschlossen wurde.

Unser Vertreter war der „Lagerführer“. Bis zur ersten Repatriierung
im Jahre 1944, wo etwa 600 von uns gegen südafrikanische Kriegsgefan-
gene von Nordafrika ausgetaucht wurden, war das unser Major Berg-
hammer, der Militärattaché in Südamerika gewesen war und von einem
belgischen Dampfer heruntergeholt worden war, als er versucht hatte,
nach Deutschland zu kommen. Es herrschte gute Disziplin im Lager. Jedes
Lager hatte einen Lagerobmann, jede Baracke einen Stubenältesten. Es
gab ein Lager-Kontor, und unsere Vertretung machte alles mit dem
Lagerkommandanten draußen. So sahen wir nur die Bewachung außer-
halb des Lagers, die aber durch Spanische Reiter mindestens 50 Meter
von uns getrennt war. Dann liefen noch ein paar alte „Landsturmlaute“
im Lager herum als innere Wachen, aber unbewaffnet.

Es dauerte ungefähr ein Jahr, bis das Lager gebaut war. Dann war
aber alles sehr schön. Wir hatten eine große Eßhalle, Theaterhalle,
Bibliothek (alle Bibliotheken der deutschen Schulen, die geschlossen wur-
den, wurden da aufbewahrt), Turnhalle (alle Geräte von den deutschen
Schulen). Wir selber bauten im freiwilligen Arbeitsdienst einen großen
Sportplatz mit Fußball-, Handball-, Tennis-, Korbballplätzen; 400-m-
Bahn, Plätze für die Leichtathleten und ein großes Schwimmbad wurden
gebaut. Material, Ochsen und Karren wurden von der Regierung gestellt.
In den Baracken wurden wir in Räumen von 10, 12 und 18 Personen
untergebracht. Jeder hatte sein Spind und sein Bett und bekam zwei
Satz Bettzeug, Laken, zwei Kopfkissen mit Bezügen, vier Decken. Jeder
wurde ausgerüstet mit zwei Khaki-Anzügen, einem Wintermantel, zwei
Satz Unterzeug, zwei Paar Pyjamas, vier Paar Strümpfen, zwei Paar
Schuhen, Taschentüchern usw. Alle halbe Jahre konnten diese Sachen,
wenn sie abgenutzt waren, getauscht werden. Jeden Freitag war Buden-
inspektion, alle Baracken mußten geräumt werden, alles in die Sonne,
und es wurde geschrubbt, nachdem von der Bewachung die Baracken
nach verbotenen Sachen wie Radio, Brauereien usw. untersucht waren.
Razzia gab es zwischendurch immer mal, wo nach Radioapparaten gesucht
wurde, auch nach Wein, denn, da es nichts zu trinken gab, machten die
Internierten ihren eigenen Stoff, ja destillierten Branntwein. Es gab
Betriebe, wo man die besten Sachen kaufen konnte, Liköre, Weine. Da
es im Winter zu kalt zum Gären war, wurden an die Lichtleitung Well-
blechplatten angeschlossen, so daß der erste Dieselmotor es bald nicht
mehr schaffen konnte. Ein zweiter wurde eingebaut. Auch dieser schaffte es
nach einer Weile nicht mehr, so daß die Regierung beschloß, eine Hochspan-
nungsleitung die 15 Meilen von Pretoria her zu bauen. Sicher wußte die
Regierung damals noch nicht, wofür die Energien gebraucht wurden. Auch
ein Hospital war dem Lager angeschlossen. Ein Militärarzt, drei Schwe-
stern, ein Dolmetscher, der als Heildiener dort arbeitete, betreuten die
Kranken. Schwerere Fälle kamen ins „General-Hospital“ nach Pretoria,
wo eine Interniertenabteilung eingerichtet war. Jeder Internierte durfte
pro Woche zwei zwei Seiten lange Briefe frei senden, für weitere Briefe

mußte Porto bezahlt werden. Alles ging natürlich durch die Zensur in
Pretoria.

Im übrigen wurden natürlich auch allerlei Versuche unternommen,
um da herauszukommen: Tunnels wurden gebaut, und viele kamen auch
weg, wovon viele auch wieder gefangen wurden. Es gab auch manchmal
kleine Revolutionen, Hitzköpfe gab es hier wie überall, dafür bekamen
wir dann am 1. Juli 1940 mit Knüppeln zu spüren, daß wir unbewaffnet waren
und die draußen nicht. 102 mußten an dem Tage ins Hospital. Nach solch
einer langen Zeit ist es schwer zu sagen, wer Schuld hatte. — An Zei-
tungen gab es jeden Tag eine englische und eine afrikanische Zeitung,
die einer übersetzte und abends in der Theaterhalle vortrug. An offi-
ziellem Radio war nur ein Lautsprecher im Lager, der nur Johannesburg
durchgab. Schwarz wurden in der Zeit ungefähr 30 Radioapparate gefun-
den. Man schätzt, daß noch etwa 60 Apparate im Lager waren, die nachts
eingebaut wurden, als das Lager gebaut wurde. Es war mir möglich, alle
drei Monate die Stimme meiner Frau am Radio zu hören (Blinkfeuer-
Heimat) oder zumindest einen Gruß durchzubekommen.

Im großen und ganzen war die Behandlung gut, wer sich zu be-
schäftigen wußte, merkte kaum, daß er interniert war, die es nicht
konnten, landeten im „Mental Hospital“. In den sieben Jahren waren es
etwa 60. Andere 60 versuchten Selbstmord zu begehen, wovon es aber nur
zweien gelang. Etwa 50 starben in der Zeit, meist ältere Leute. Wir haben
auf dem deutschen Friedhof in Pretoria eine Internierungsabteilung, die
auch heute noch betreut wird. Ausgekniffen sind auch etwa 60 (mit Er-
folg), sie landeten meist in Lourenco Marques (Portug.-Ost-Afrika), wo
sie dann vom Deutschen Konsulat betreut werden mußten, da es dort
keine Arbeit gab.

Ich selber hatte mir einen kleinen Garten angelegt, hatte auch ein kleines
Café dort aufgebaut, das „Orchideen-Café. 1945 hatte ich dort 28 Tische
mit drei Kellnern und in der Küche fünf Angestellte. Meine Kundschaft war
gut, da sie ja nicht weglafen konnte. Schöne Blumenbeete hatte ich für
meine Gäste angelegt, auch Ringtennisplätze, alles draußen unter den
Akazien, am Sonntagmorgen verkaufte ich allein über 1000 Berliner
Pfannkuchen. Als dann im Mai 1945 Internierte ausgekniffen waren und
nach dem Wiedereinfangen aussagten, daß sie mit Hilfe meiner Tische
über die Zäune geklettert seien, da wurde mein ganzes Geschäft auf
zwei große Lorries geladen. Das war das Ende. Aber man fängt ja immer
wieder neu an. Dann hatte ich ein „Mitropa-Geschäft“, hatte fünf Kellner
herumlaufen, die mit Kannen abends zwischen 6 und 10 Uhr die Buden
besuchten, um belegte Brote, Kaffee, Kakao, Milo, heiße Würstchen und
Zigaretten zu verkaufen, meistens an die Leute, die Skat, Bridge, Mai-
Jong oder andere Spiele trieben. Auch organisierte ich eine Groß-
wäscherei, hatte 5 Wäscher beschäftigt, die für etwa 500 Internierte
wuschen. Jeder Internierte, der nicht selbst waschen wollte, zahlte mir
6/- sh im Monat dafür. Alle diese Geschäfte gingen auf Kredit, und ich
saß zum Kassieren immer mit meiner Liste neben dem Geldauszahler,
der alle 30 Tage die 30/- sh ausbezahlte. Die Unkosten waren klein, da
ich keine Steuern zu bezahlen hatte, nicht einmal Miete. Alle diese
Sachen fing ich erst an, nachdem ich festgestellt hatte, daß man nicht nur
studieren kann. Es fiel mir auf, daß ich zum Beispiel beim Lesen einfach

die Gedanken nicht mehr zusammen hatte, 20 Seiten im Buch gelesen hatte, um dann festzustellen, daß das Gehirn gar nicht mehr arbeitete.

So war die 7jährige Internierung mehr eine seelische Belastung. Die schlimmste Zeit war die Zeit nach Beendigung des Krieges. Noch 1½ Jahre saßen wir da, ½ Jahr gab es keine Heimatpost mehr. Die hiesige Reformierte Kirche (Nederduitse gereformerde Kerk) trat dann für uns ein. Da kein Schiffsraum vorhanden war, um uns zu repatriieren, organisierte diese Kirche, daß wir zu Weihnachten 1946 auf Parole ins Land entlassen wurden. Ich bekam einen Platz bei lieben Menschen auf der Missions-Station der Rheinischen Mission Wuppertal in der Kap-provinz. Wir mußten uns verpflichten, keine Arbeit aufzunehmen und nicht den Platz zu verändern bis zur Repatriierung.

Im nächsten Abschnitt erzähle ich von der Nachkriegszeit bis zum heutigen Tage.

Mit freundlichem Gruß an alle Friederizianer
Ihr W. A. Ahlert

Forum

Sehr geehrter Herr Direktor!

Vor einigen Wochen erschien in der Windhoecker „Allgemeinen Zeitung“ ein Aufruf an alle früheren Friederizianer zu einem Zusammen-schluß. Es sollte an alle, die Interesse daran hätten, periodische Mit-teilungen erfolgen über die Schule und unsere alte Stadt Herford. Es waren zwei Adressen angegeben, eine in Südafrika und die andere in Herford, an die die Interessenten gewiesen wurden. Leider ist mir die betreffende Zeitung verloren gegangen. Da ich nun gern die alten Ver-bindungen wieder aufnehmen möchte, wäre ich ihnen, Herr Direktor, dankbar, wenn Sie die betreffende Stelle dort, die Ihnen sicher bekannt sein wird, entsprechend verständigen würden.

Mein Geburtshaus ist das Hotel „Stadt Bremen“. Das Gymnasium besuchte ich von 1896—1902 mit Obersekunda-Reife.

Seit 1909 bin ich Farmer in Südwest.

Ich möchte Ihnen im voraus für Ihre Gefälligkeit danken, und bin mit recht freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener
Ludwig Höpker
Farm Osire-Süd, Post Okahandja, S.-W.-Afrika

Unter den zahlreichen Glückwünschen zu meinem Geburtstag hat mir der der „Ehemaligen“ wohl am meisten Freude gemacht. Nicht nur wegen des Päckchens mit dem erlesenen Inhalt, sondern auch wegen des sinnigen Geburtstagsgedichtes. Ich bitte, meinen Dank nicht nur für Sie persönlich entgegenzunehmen, sondern ihn auch allen Herforder Freun-den zu übermitteln.
M. K.

Kohlessen mit Mitgliederversammlung

1. 12. 56 / Hotel Stadt Berlin

Ich kann Ihnen nun schon einen kleinen Erfolg meiner Sache mit-teilen. Der Schriftleiter der „Allgemeinen Zeitung“ sandte mir die Adresse von einem Friederizianer: Herrn Kurt Friedrich Paul von Wie-tershiem, Farm Gras, Post Kub, S.-W.-A.

Nun muß ich mal sehen, ob sich noch mehr Ehemalige melden. Es gibt ja einen Haufen Ravensberger hier; Namen wie Redecker, Detering, Nie-derheitmann, auch mehrere Bäume wie Exter-Bäume, Köhlmanns. Auch unser alter Dr. Vedder stammt von einem Bauernhof zwischen Westerenger und Jöllenbeck. Es besteht die Möglichkeit, daß dieser oder jener auch mal Schüler unserer Schule war.

Mitgliederverzeichnis

Neuzugänge:

Anschriftenänderungen:

Verstorben:

Familiennachrichten

Heirat:

Die Vereinigung gratuliert zur Geburt einer Tochter:

Liebe Ehemalige!

Gebt dem „Friederizianer“ Nachricht von freudigen Ereignissen in Eurem persönlichen Leben. Die ehemaligen Schulkameraden möchten sich mitfreuen.

K. G.

Nachruf

Bodo von Borries

geboren 22. Mai 1905 in Herford
gestorben 17. Juli 1956 in Köln

Unser Gymnasium besuchte Bodo von Borries von Sexta bis zur Oberprima. Obgleich er wegen seiner Gesundheit längere Zeit dem Unterricht fernbleiben mußte, verließ er die Schule mit einem ausgezeichneten Abgangszeugnis. Trotz seiner damals schon hervortretenden naturwissenschaftlichen Begabung war er auch in den alten Sprachen, selbst in Hebräisch, ein hervorragender Schüler.

In München studierte er Elektrotechnik. Nachdem er einige Jahre in der Energieversorgung, u. a. beim EMR Herford, tätig gewesen war, promovierte er 1932 an der Technischen Hochschule Berlin mit einer Arbeit über die Kathodenstrahloszillographie.

In den folgenden Jahren arbeitete er bei Siemens & Halske in Berlin auf dem Gebiete der Elektronenmikroskopie. Gemeinsam mit seinem Mitarbeiter E. Ruska entwickelte er ein Elektronenmikroskop, durch das er 1939 in der Öffentlichkeit bekannt wurde. Für seine Verdienste erhielt er 1941 die silberne Leibnizmedaille der Preußischen Akademie der Wissenschaften. 1945 habilitierte er an der Technischen Hochschule Berlin.

Nach dem Kriege verweilte er einige Jahre in unserer Heimat. 1948 wurde er dann als Gründer des Rhein.-Westf. Instituts für Uebermikroskopie Direktor dieser Forschungsstätte. Die Med. Akademie Düsseldorf berief ihn 1950 zum Honorarprofessor, die Techn. Hochschule Aachen 1953 zum Ordinarius für Elektronenoptik und Feinmechanik. Als Präsident der International Federation of Electron Microscope Societies und des wissenschaftlichen Rates der Arbeitsgemeinschaft Industrieller Forschung wurde er in den letzten Jahren im In- und Ausland bekannt.

Auf dem Höhepunkt seines wissenschaftlichen organisatorischen Schaffens und während sein langgehegter Wunsch, ein eigenes Institutsgebäude bauen zu können, in Erfüllung gehen sollte, riß ihn der Tod nach kurzem Krankenlager, unmittelbar nach einer Gehirnoperation, aus einem gewaltigen Aufgabenkreis heraus.

In Düsseldorf wurde Prof. Bodo von Borries mit großem Gefolge von Freunden und Wissenschaftlern zu Grabe getragen. Der Rektor der Med. Akademie, Prof. Dr. Meyer zum Gottesberge, ein Schüler unserer Schule, ehrte ihn als eine Persönlichkeit von urwissenschaftlicher Begabung, ungewöhnlichem Organisationstalent, nie erlahmendem Arbeitseifer, als einen großen Forscher und einen großen Menschen.

Gerhard Otto

Anschriften des Vorstandes:

1. Vorsitzender: Rechtsanwalt Hermann Lümekemann, Herford, Unter den Linden 34, Ruf 30 18. Schriftführer: Erich Kaufhold, Herford, Oetinghauser Weg 39, Ruf 28 44. Kassierer: Georg Boecker, Herford, Alter Markt 5, Ruf 31 84. Schriftleiter: Konrad Giebeler, Bielefeld, Deciusstraße 12 d. — Konten der Vereinigung: Postscheckkonto Hannover 1291 71 / Stadtparkasse Herford 39 78. — Jahresbeitrag 6,— Mark, Mitglieder ohne eigenes Einkommen sind beitragsfrei. — Druck: Busse, Herford